

Der Vorgarten

Stylus von Haukegard Hansel.

Die Herrentöchter hatten sie sich auf die Reise gefreut. Nicht erst seit Wochen; geträumt, gesprochen hatten sie davon, seit sie sich liebten. Das begann lange, ehe die Blätter sich gelb färbten. Und jetzt war wieder Sommer —

Ein stilles und verträgliches Dorf hatten sich Johannes und Ingeborg ausgesucht, dunkle Kastanien vor einem schlichten Gasthaus, ein Garten dahinter, der See, Hügelufer mit Kiefern und Buchen. Als sie die Sonne untergehen sahen, konnten sie es kaum fassen, daß dies alles möglich war: fern zu sein von dem hastenden Leben der Stadt, heimgefunden zu haben aus dem Warten einer großen Liebe in den Frieden des Beteinanderseins.

Aber noch in derselben Nacht wandelte sich dies traumhafte Empfinden in das erschreckende Bewußtsein einer neuen Wirklichkeit. Ingeborg wachte unter starken Schmerzen auf. Eine heftige Magenkolik hatte sie befallen. Sie biß die Zähne zusammen, denn sie wollte niemand wecken. Da kam das Fieber. Der Morgen zeigte eine neue, trübe Welt. Fassungslos sah Johannes an dem Bett des Mädchens. Um die sechste Stunde kam der Arzt.

Ander, ganz anders hatten sich die beiden jungen Menschen die Ferientage vorgestellt. Eine Erleichterung am Abend, vielleicht der Genuß von frischem Obst, eine dumme, banale Sache setzte mit einem Male ihren Wünschen ein Ende. Ingeborg mußte liegen bleiben, ruhen, und statt draußen über Hügel und Wiesen zu laufen, sah Johannes in ihrem Zimmer. Er sorgte für sie, sie erzählten sich viel, aber das hinderte nicht, daß immer wieder ein leiser Anmut über dieses Mißgeschick aufstieg. Und sie mochten sich noch so sehr dagegen wehren: Aus dem Anmut über ein unverschuldetes Schicksal wuchs auch eine Verstimmung gegen die Umwelt. Aus harmlos gemeinten Worten wurden Mißverständnisse. So sagte Ingeborg einmal: „Wir waren eben leichtsinnig am Abend. Hätten wir noch ein paar Wochen gewartet, wäre das Bettchen schöner gewesen“ — und Johannes empfand es als Vorwurf und Schuld. Wenn er in seinem Zimmer saß und arbeitete oder einmal allein hinausgegangen war, so dachte Ingeborg: „Nun ist er gewiß sehr enttäuscht.“

Und zum ersten Male wuchs in zwei Menschen, welche die Erfüllung gesucht hatten, die Angst vor dem Verlieren.

Man kann lange wandern und sich des Weges freuen — gewiß, man geht einem Ziel zu —, aber rechts und links gibt es Schönes und hinter jeder Wegbiegung Neues zu sehen — und das macht das Gehen immer froher. Dann kommt der Abend, das Ende des Weges — aber das Ziel enttäuscht, es ist unvollständig und trübselig. Kann es nicht sein, daß dann unwillkürlich der Gedanke auftaucht: Wäre ich einen anderen Weg gegangen, hätte ich einem anderen Ziele zugestrebt, ich hätte vielleicht mehr Glück gefunden.

Diese Gedanken fürchtete Johannes in Ingeborg. Er wußte, daß in ihrer Erinnerung immer der Ge-

danke bleiben würde diese trübe Zeit gerade mit ihm erlebt zu haben. Waren sie aber erst wieder in der Stadt, gab es so viele Menschen, die sich zwischen das Mädchen und ihn drängten und manchen Wunsch nach Freude leichter erfüllen konnten.

Daß sie sich aber in diesen stillen Tagen durch das Zusammensein durch Gespräche, die von äußeren Dingen langsam in ihre Seele hinein tasteten und ergründeten, sehr nahe gekommen waren, erkannten sie erst an dem letzten Tage. Sie sahen in dem Vorgarten des Gasthauses. Ingeborg saß in einem Lehnstuhl und schien in der Nachmittagssonne eingeschlafen zu sein. Aber sie hatte nur die Augen geschlossen. „Warum läßt er mich nicht?“ dachte sie. „Ich bin doch jetzt gesund, und morgen fahren wir wieder in die Stadt.“

Ein leichtes Hüsch seiner Hand küßte sie über ihrem Gesicht. Und wie sie heimlich durch die Augenlider hingelotte, sah sie Johannes mit einem Gesicht, als gäbe es gar nichts Wichtigeres für ihn zu tun, aber sich gebeugt und die Wägen weg schieben, die das Mädchen umtanzelten. Da quoll eine heiße Freude in ihr auf. Morgen würde die Stadt sie wieder mit tausend abwechslungsreichen Dingen umfassen. Aber war es nicht viel schöner, hier ruhig zu liegen und einen Mann neben sich zu wissen, der nichts für sich verlangte, als daß er nur für Schlaf und Ruhe der Geliebten sorgen konnte?

Da schlug sie die Augen auf und griff nach seiner Hand: „Bist du nun froh oder traurig, daß wir wieder fortfahren, Hans?“

Er wandte verlegen das Gesicht ab und wußte keine Antwort.

Aber das junge Mädchen, das klüger war als der Mann, haß ihn und sagte mit leiser Stimme: „Du, wir dürfen jetzt keine trübseligen Gedanken hegen. Wir haben es uns anders vorgestellt, wir wollten Freude und Glück hier erleben. Aber schau, ein Erlebnis geht vorüber und kann vergessen werden, aber ein eben miteinander füreinander, bedeutet doch etwas mehr. Das wissen wir jetzt, Hans. Wir erträumten uns den Himmel unter diesem Dach und sitzen jetzt doch nur im Vorgarten. Und das ist gut so. Der Himmel kann ein ganzes Leben sein, wenn wir im Vorgarten erkannt haben, daß wir zusammen gehören, nicht nur in Freude. Aber durchgehen muß man. Du, ich bin gar nicht traurig, daß diese Zeit vorüber ist und so war, denn jetzt liebe ich dich ja noch viel mehr.“

Verwundert, als ginge im Abenddämmern noch einmal die Sonne auf, erschütterte sich Johannes auf das Mädchen an seiner Seite. In lächerlicher Entspannung fiel sein Kopf auf ihre Hände, mühsam suchte er nach Worten.

„Nicht sprechen, Hans... küssen!“ Dann gingen sie noch einmal den Weg an See und Wald entlang. In dem Festhalten ihrer Hände war ein tiefes Gestehen und Versprechen.

Tragik der Kindheit

Von Gustav Hoffmann

Am Alter von dreihundzwanzig Jahren brachte ich meine Tage in einem stillen Münchner Kloster zu; eine Ruhe war meine einzige Befreiung, und ich schrieb meine erste erfolgreiche Novelle. Ich trug das Manuskript bei mir, wohin ich immer ging, denn ich hatte nur einen Wunsch: bis morgen zu gewinnen.

Die Besten der Besten sind die Schriftsteller; ein Autor ist das lebende Gewissen seiner Zeit. Wenig literarische Überzeugungen beruhen auf einer noch bitteren Erfahrung als meine eigene. Wenn ich heute meinen Beruf als Schriftsteller ausübe, so glaube ich, daß es so gekommen ist, weil ich eine Prüfung bestanden habe, die nur wenige Talente überleben können. Meine Lebensgeschichte vom Tode meiner Mutter sechs Jahre nach meiner Geburt liest sich gleich einem Unglücksmärchen. Es hat eine Fülle gegeben, da ich in den Wäldern lebte und die regnerischen Nächte in den Hütten der Holzschläger verbrachte gleich dem verlassenem Felben der Brüder Grimm. Wahrscheinlich wäre ich verhungert, hätte ich mir nicht die Zuneigung einiger Bauern gewonnen, deren Kiefern ich Märchen erzählte. Es war ein rauhes, primitives Dasein, eines lässlichen Troubadours würdig; aber ich zog es dem Leben hinter den vier Wänden vor.

Ich glaube sogar, daß es die Kinder von Westfalen besser hatten als wir an jenen Tagen. Unsere Stiefmutter ließ uns in Abneigung auf jede mögliche Weise fühlen. Sie beschränkte unsere täglichen Wohlgefallen auf das äußerste. Spätestens Erdenmensch, welchen in den Brotschale, so daß sie wissen konnte, wenn ein von uns Kindern hinter ihrem Rücken einen Wiffen entdecken hätte. Wir hatten einen Onkel in Wien, der kaum begriff, was von sich ging. Er sandte uns jede Woche eine Mark für Bekleidung. Ich als Vetter verleihte das Geld und ließ die anderen ihren Anteil für Süßigkeiten ausgeben, während ich mein Geld in Novellen anlegte, die ich bei mehr als einer Gelegenheit „wirklich“ im Wochenblatt las, wo man mich nicht verraten konnte. Wie waren meine Sinne geschärft, wenn es galt, meine einzige Freude meiner Stiefmutter vorzuenthalten, der es ein Vergnügen zu sein schien, mir Kummer zu bereiten.

Daß genug entbede mein jüngerer Bruder, der mit mir schielte, die Brände meiner Furcht, und von diesem Tage an war ich seiner Gnade und Ungnade ausgeliefert. Mein Leben wurde das der Schopenhauer im Märchen. Nacht für Nacht mußte ich meinem Bruder Märchen erzählen, bis er einschlief. Zufällig entbede ich, daß ich meinen Bruder lebensspendend machen konnte, wenn ich eine Erzählung gerade an der Stelle abbrach, wo die höchsten Grad der Spannung erreicht hatte — die exprobierte Technik meiner späteren Romane mit dem Vermerk „Fortsetzung folgt“ — und wann ich mich weigerete, sie am nächsten Abend weiter zu erzählen, sofern mir mein Bruder als Gegenleistung nicht versprach, der „Opium“ nichts von meinen literarischen Dattellen zu verraten. So erzählte ich in den Nächten Taufent- und eine-Nacht-Märchen, bevor neue Befolgung meine Furcht vor dem Verrat bannten. Obgleich das Experiment ermüdend war, erwies es sich als unschädlich.

Ich entbede, wie man die Aufmerksamkeit der Menschen fesseln, wie man die Freude, die Überraschung, die Traurigkeit und das Gelächter beschwören könne. Und der unmittelbare Effekt meiner Erzählungen hielt meine Kunst auf der Höhe und zwang mich, an meiner Vollendung zu arbeiten.

Nach einiger Zeit wurde zum ersten Male der Wunsch in mir wach, die eine oder andere meiner nächsten Erzählungen niederzuschreiben. Natürlich mußte es heimlich vor sich gehen, aber nichtsdemotomischer wurden einige meiner Manuskriptbogen gefunden. Meine Stiefmutter sah darin Beweise einer ungläublichen Faulheit und warf alles ins Feuer. So oft ich erklärte, ich wollte Schriftsteller werden, geriet mein Vater in Zorn.

Mit vierzehn Jahren indessen veröffentlichte ich meine erste Novelle. Es muß den wohlbeliebten Redakteur des Münchener Blattes wohl überrascht haben, als er fast noch ein Kind der Allerbefähigste betreten sah, das ihm einen — Beitrag anbot. Er war nicht abgeneigt, ihn abzurufen. Und eines Winterabends traf die Zeitung mit der Novelle bei uns ein. Der Text enthielt haarsträubende Druckfehler, und ausgerechnet in der literarischen Beilage.

Nach dem Abendessen nahm mein Vater die Zeitung an sich. Ich hatte sie so gefaltet, daß er meinen Namen nicht übersehen konnte. Ich wartete, und mein Herz pochte stürmisch. Noch heute lebt es deutlich in meiner Erinnerung fort, wie sich plötzlich die matte, müde Zug in seinem Gesicht veränderte und seine Augen vor Stolz aufleuchteten. Dann aber führten Jörn, Furcht und Verwirrung zu schredlichen Szenen. Weil ich nämlich nicht die Erlaubnis meines Lehrers erhalten hatte, etwas zu veröffentlichen, mußte ich vor ihm erscheinen und erhielt eine Strafe von zwölf Stunden Arrest wegen „verbotener Veröffentlichung“. Nach diesem Vorfall wurde mein Vater mein unbarmherziger Verfolger und meine Mutter sein Spion.

Verdächtig als ich es nicht länger ertragen konnte, bot mir die Einleitung meines Wiener Onkels eine willkommene Gelegenheit zur Flucht. Mein Onkel war kinderlos und hoffte mich in sein Geschäft übernehmen zu können; aber er hatte nicht mit dem träumerischen, ungeschickten Menschen gerechnet, der ich war. Für einen jungen Mann aus der Provinz war damals das kaiserliche Wien ein Land der Hoffnung. Der berühmte Ring war gerade angelegt und mit seinen letzten Monumenten verschönt worden. Die breiten Parkwege und die ehrwürdigen Gebäude der Stadt hatten etwas Erhabenes, Vornehmes.

Das alles übte einen wundervollen Eindruck auf mich aus. Troßdem mein Onkel meine Dienste stark in Anspruch nahm, fand ich Zeit für einen Spaziergang, und obwohl er ein freundschaftlicher und gebildeter Mann war, konnte er mir doch nicht gestatten, das zu vernachlässigen, was man als meinen Lebensberuf für mich gewählt hatte.

Aber ich konnte oder wollte nicht Zahlen abliefern und subtrahieren. Ich besuchte die Universitätsbibliothek und träumte von einer Schulkarriere. Mein Onkel forderte mich auf, in sein Geschäft zurückzukehren, aber ich floh in der Nacht mit dem ersten Zug, der nach München ging.

Nun folgten viele Jahre des Hungers und der Entbehrungen. Aber je größer meine Verditterung und meine Einsamkeit wurden, um so besser konnte ich mein Auditorium, wo es sich auch immer einfand, unterhalten und kurzweilen. Ich hatte bereits die höchste Kunst des Romaniers erlernt — aus seinen Leiden und Bebrängnissen den Stoff für die Romane zu formen.

Das menschliche Herz gegen die Welt wurde der Wahn- spruch meiner Glückseligkeit und meines Stolzes. Ich verweigerte mich selbst und — schrieb. Ich wurde ein absoluter Individualist, und gerade weil mein Weg so schwer gangbar war und mein Min- derwertigkeitsgefühl mich oft übermächtig, entwickelte ich einen außergewöhnlichen Egoismus und trug eine ausgeprägte Selbst- sicherheit meiner Berufung zur Schau. Ich wollte erzählen, was ich gesehen und erlitten habe! Ich wollte der Welt meine per- sönlichen Erfahrungen mitteilen!

Nach allem ist es des Schriftstellers erste Aufgabe, den Ausdruck zu verleihen, was in ihm lebt, es zu offenbaren, ihm den lebendigen Klang seiner Sprache zu geben.

Amerikanisches

Hoboken rächt sich an Neuyork — Vier Bohemiens „machen“ eine Stadt — Hauße in Romantik

Von Karl v. Hondy.

Am amerikanischen Westküste galt Hoboken seit Menschengedenken als Muster eines rüstständigen Provinzstädtchens. Diese Stadt mit ihren immerhin 70.000 Einwohnern — vorwiegend Deutschen — am Hudson gegenüber Neuyork verdankte ihren zweifelhaften Ruhm lediglich dem Umstande, daß sie von dem sogenannten „Tempo der Zeit“ völlig unberührt, gänzlich unzeitgemäß ohne Wolkenträger, schlicht und weltfremd geblieben war wie in der guten alten Zeit. Das erschien den smarten Neuyorkern ungemein komisch und sie verspotteten das „ultrige Nest“ nach Herzenslust. Bis 1929. Da erschienen in Hoboken die vier Neuyorker Musiketiere. Sie wußten das vielversprechende Nest mit solchem Geschick zu managen, daß sich Hoboken an der Neuyorker Gesellschaft glänzend rächen konnte. Seit einigen Monaten unternehmen nämlich die stolzen Einwohner der Millionen-Metropole wahre Wölferwanderungen nach der anderen Seite des Hudson. Hoboken ist die große Mode geworden. Das verdankt es seinen „vier Musiketieren“, dem Schriftsteller Christopher Morley, den Kunstmalern Leon Throkmorton und Harry W. Gridble sowie dem Rechtsanwalt Conrad Milliken. Bester besitzt in seiner „sachlichen“ Stunden ein gut gehendes Büro in der Neuyorker City. Aber als er bedauernd feststellen mußte, daß die gesamte Dramenproduktion der amerikanischen Schriftsteller keinen Pfifferling wert sei, setzte er es sich in den Kopf, das amerikanische Theater vor dem bevorstehenden Untergang zu retten. Die vier ungetrennlichen Freunde stellten gegen Ende des vorigen Jahres nach Hoboken über, bauten ein aus dem Jahre 1880 stammendes deutsches Bierhaus in ein Theater um und eröffneten den neuen Musiksalz Stagemäher Weise mit „Al-Heidelberg“. Die braven Hobokener Bürger konnten da bei einem Eintrittspreis von 75 Cent die „echte“ Kunst genießen, durften den Vorstellungen in Gemütsdarmeln bewohnen und tranken, der Prohibition zum Hoßn, ihr heimliches Bier.

Die vier Musiketiere ließen sich durch die Hitze des geschäftlichen Besüßes nicht betören und spielten

auch weiterhin unverfälschte Edelstimmen in höchster Vollendung. Als zweites Stück gelangte ein Melodram aus dem Jahre 1868 zur Aufführung. Von einem Schriftsteller dessen Name in keinem Literaturlerikon der Welt vorkommt. Und doch erstellte das epochale Werk des Mister Dion Bouicault „Nach Sonnenuntergang oder Weber Wädel noch Frau noch Witwe“ einen so durchschlagenden Erfolg wie seit Jahrzehnten kein modernes Stück in Neuyork.

Tag für Tag laufen nun mit der Post an die 3000 Kartenbestellungen ein. Daß dies auf schriftlichem Wege geschehen muß, kommt daher, daß laut amtlicher Zählung der Neuyorker Telefongentrale stündlich nicht weniger als 1800 Personen das Theater zu erreichen versuchen. Im Augenblick ist die Kombination von Bierhalle und Musiktempel auf die Dauer von sechs Monaten ausverkauft.

Unter den Beuten mit der neuen Sachlichkeit brach eine noch kaum dagewesene Hauße in Romantik aus. Zusammen mit dem unerreicht grotesken Theater hat man auch „Hoboken“ „entdeckt“. Und Hoboken rächt sich an seinen Besuchern, deren Zahl stündlich im Wachsen begriffen ist. Neuyork wird am anderen Ufer tüchtig „hoch genommen“, die Zimmerpreise sind in den uralten Häusern bedeutend höher als in den komfortablen Luxushotels. Was tut's, wenn man nur einer Theatervorstellung bewohnen kann, wobei die Direktion darauf hinweist, daß sie jedem Besucher, der unbefriedigt von dannen zögen sollte, bereitwillig das Eintrittsgeld zurück erstattet! Bisher hat noch kein Mensch diesen frommen Wunsch geäußert. Im Gegenteil: Das Publikum verleiht seiner Zufriedenheit nicht nur durch brausende Nachschall den Ausdruck, sondern auch dadurch, daß es die Akteure mit einem wahren Gewöregem bewirft. Das aber wollen sich die vier Musiketiere für die Zukunft verbitten, denn bei der fünf-hundertsten Aufführung wurde der Held der Komödie mit Silberdollars so erfolgreich bombardiert, daß er ohnmächtig ward und die Festvorstellung für eine halbe Stunde abgebrochen werden mußte.

Die Welt... und die... entgegnen... fernspr... Zeitung... M... W... überhan... gibt, b... legen V... teiligen... schafften... ten: F... in nat... Nahe z... im Bes... ten B... W... begehrt... Ideal... deutsch... meffen... pflan, E... gen stu... anlagte... Industrie... nere U... diesem... Young... zu dies... W... nach de... vier Ja... fünfste... war, f... dar. A... Plan u... Wohlsta... hundert... und all... gen be... zahlun... der Zu... kunft f... gegenü... Young... arden... Verück... rund 6... die erf... lands... Harben... standst... dann F... Unterf... W... den Vo... drückte... wirken... das be... begehrt... Tatiad... machte... wirtsch... nahm... Sowoh... Reichst... unter... den wo... ihrer a... rein d... phen w... pände... der flü... den. I... Obfuga... aber w... Jahren... Fronde... ihrer T... heit le... war a... matum... plan e... zen u... hatte... Aufzug... plan b... ein U... buntt... dern T... weiltre... in pol... Souve...